

www.e-rara.ch

Federzeichnungen aus dem amerikanischen Stadtleben

Rittig, Johann

New York, 1885

Zentralbibliothek Zürich

Shelf Mark: 43.235

Persistent Link: <https://doi.org/10.3931/e-rara-72579>

Aus dem Kleinleben der Grossstadt.

www.e-rara.ch

Die Plattform e-rara.ch macht die in Schweizer Bibliotheken vorhandenen Drucke online verfügbar. Das Spektrum reicht von Büchern über Karten bis zu illustrierten Materialien – von den Anfängen des Buchdrucks bis ins 20. Jahrhundert.

e-rara.ch provides online access to rare books available in Swiss libraries. The holdings extend from books and maps to illustrated material – from the beginnings of printing to the 20th century.

e-rara.ch met en ligne des reproductions numériques d'imprimés conservés dans les bibliothèques de Suisse. L'éventail va des livres aux documents iconographiques en passant par les cartes – des débuts de l'imprimerie jusqu'au 20e siècle.

e-rara.ch mette a disposizione in rete le edizioni antiche conservate nelle biblioteche svizzere. La collezione comprende libri, carte geografiche e materiale illustrato che risalgono agli inizi della tipografia fino ad arrivare al XX secolo.

Nutzungsbedingungen Dieses Digitalisat kann kostenfrei heruntergeladen werden. Die Lizenzierungsart und die Nutzungsbedingungen sind individuell zu jedem Dokument in den Titelinformationen angegeben. Für weitere Informationen siehe auch [Link]

Terms of Use This digital copy can be downloaded free of charge. The type of licensing and the terms of use are indicated in the title information for each document individually. For further information please refer to the terms of use on [Link]

Conditions d'utilisation Ce document numérique peut être téléchargé gratuitement. Son statut juridique et ses conditions d'utilisation sont précisés dans sa notice détaillée. Pour de plus amples informations, voir [Link]

Condizioni di utilizzo Questo documento può essere scaricato gratuitamente. Il tipo di licenza e le condizioni di utilizzo sono indicate nella notizia bibliografica del singolo documento. Per ulteriori informazioni vedi anche [Link]

Aus dem
Kleinleben der Großstadt.

Das Buch

enthält die Geschichte

Sinsam am Sonntag.

Es ist das ungemein bewegte Leben, welches am Samstag Abend in den östlichsten und westlichsten Avenues der Stadt fluthet, der Ebbe gewichen, die nur noch den patronillirenden Blaurock, das wandelnde Easter und den heimwankenden Zecher wie im trockenen Strombette sich fortbewegen läßt, dann thut New-York seinen gesunden Schlaf der Woche. Es ist die Rast — nicht vor der Arbeit, sondern vor dem Vergnügen; und schon die frühen Morgenstunden sehen die Plänkler der großen Excursions-Armee, die am „Tage des Herrn“ nach allen Richtungen aufbricht, ausziehen. Zu Hunderttausenden kehren sie der, in den Sabbathsbann gethanen Metropole den Rücken. Kommt der schwüle Nachmittag, dann sieht die Riesenstadt wie entvölkert aus und die wenigen Zurückgebliebenen betrachten einander bei der Begegnung auf dem glühenden Pflaster, als wollten sie fragen: „Was willst denn Du Sonderling hier?“ Zwischen den vier Mauern aber weilt noch ein gut Theil der Million, die auf Manhattan wohnt. New-York hat am Sonntag auch sein Stilleben; und unter Denen, welche es leben, befindet sich manches Wesen, das des Belauschens werth ist.

Dort wo die Fuchsia, der abgeblühte Rosenstock, etwas Katzenkraut und ein klein wenig Warzenkraut am Fenster stehen, des kleinen abgebleichten Stiefmütterchens nicht zu vergessen, ist offenbar erst vor Kurzem eine ordnende Frauenhand thätig gewesen. Die kleine Familie dieser Topfpflanzen ist sehr sauber gehalten, jedes welke Blatt sorgfältig beseitigt und sämmtliche Geschirre in die Stellung gebracht, welche die vortheilhafteste Seite des spärlichen Blätterwuchses nach außen kehrt. Das Ganze soll den Eindruck der Niedlichkeit machen und gleichzeitig so wenig Einblick als möglich in die Stube gestatten. Die Bewohnerin würde, wenn sie sich diesen

Eugus gestatten dürfte, ihr Fenster mit hohen laubreicheren Pflanzen füllen, um hinter dem grünen Schirm verborgen die einströmende Luft ganz unbeachtet einathmen zu können. Hier wohnt das einsame Mädchen mit dem entstellten Gesicht. Ihr war die Natur eine grausame Stiefmutter. Das Antlitz, aus dem Herzengüte und lebendige Theilnahme für das fröhliche Treiben der Welt leuchtet, ist zur Hälfte von unvergänglichem Blauröth bedeckt, einem Riesennale, das wie ein ächtendes Brandmal die Arme aus dem Kreise Aller, die sich da freuen im rosigen Licht, verbannt. Sie mag ihr abschreckendes Gesicht nicht zur Schau tragen; sie weiß, daß die Menschen sich davor entsetzen und daß es dieselben Ueberwindung kostet, sie freundlich anzublicken. Aufrichtiges Interesse erregt sie nicht und ein von Mitleid gebotenes dünkt ihr wie ein Almosen, das sie verschmäht. So bleibt sie am liebsten allein. Darüber, daß sie ihren Lebenspfad ohne Gefährten zu Ende wandeln wird, ist sie längst mit sich einig. Schonungslose, verletzende Blicke haben sie von allen Promenaden verschreckt. Sie bleibt auch des Sonntags in ihrem Stübchen, wo ihr wahrheitsliebender Freund, der Spiegel, sie nicht durch plumpe Tröstungsversuche kränkt. Ungesehen blickt sie zum makellosen Blau empor, auf daß Frieden in ihre Seele einziehe und die immer wieder laut werdende Klage endlich verstumme. Während ihre schöneren Schwestern draußen im Lebensroman mitwirken, blättert sie in dem Buche, das ihr ein erdichtetes Leben zeigt und erfreut sich an der Gesellschaft, die kein Auge für ihre Verunstaltung hat. So durchträumt sie den Nachmittag, bis die dunklen Schleier niederfallen, welche die häßliche wie die anmuthige Creatur gleich lieblich bergen.

In ganz anderer Stimmung bleibt jener hagere fünfziger, dessen rechtes Bein sie vor langen Jahren in Virginien verscharrt haben, an seine Stube gebannt, während die Nachbarn ringsum hinausziehen ins heitere Grün. Er verbirgt seine Verunstaltung nicht, sondern ist im Gegentheile stolz darauf. Da er nur Gemeiner war, so ist es ihm nicht gegeben, in National-Conventionen oder an europäischen Höfen als einbeiniger Repräsentant seines Volkes aufzutreten und bewundert zu werden. Es steht ihm auch kein von politischen Freunden

gespendetes Gespann zur Verfügung; er hat sich aus eigener Kraft mit dem einen Beine durchs Leben zu schleppen. Früher, als der Invalide noch theilnehmendere Blicke zu erwarten hatte, denn jetzt, ehe auch die neue Welt sich an den Anblick der Verstümmelungs-Denkmalen des Krieges gewöhnt, machte er wohl gern seinen Weg dahin, wo Tausende, die besser zu Fuß als er, ihm ehrfurchtsvoll auswichen. Doch das ist ganz anders geworden. Jetzt begegnet man ihm gerade so wie dem ersten besten Krüppel, der durch einen dummen Zufall oder in einem unrühmlichen Eisenbahn-Massacre ein Glied eingebüßt. Er selbst ist schon längst über die kleine Eitelkeit hinaus, auf Kosten seines Comforts seinen Mitbürgern ins Gedächtniß zurückzurufen, daß er ihnen einen Theil seines physischen Ich geopfert. Jetzt liebt er vor allem Anderen die Bequemlichkeit, bringt seinen Sonntag-Nachmittag im Armstuhl zu, läßt sein hölzernes Bein in der Ecke ruhen und legt das lebendige auf die Fensterbrüstung, im Qualm seiner Tabakspfeife sich noch einmal auf die Wahlstatt versetzend, wo nicht Virginier Tabak, sondern das Pulver virginischer Batterien dampfte. Die Erinnerung an Attaque und Sturm läßt sein Auge ausleuchten; das treue Thier, das neben ihm kauert, merkt, daß sein Herr sich fernem zugewandt, legt die Pfote auf sein Knie und blickt ihm erwartungsvoll ins Gesicht. Noch ehe die Schlacht zu Ende, ist die Pfeife ausgegangen. Der Veteran räuspert sich so forte, als blase der Trompeter zum Angriff, langt nach dem Tabak und stopft aufs Neue. Das kluge Thier beruhigt sich und apportirt den fidibus. So verleben die Zwei ihren Nachmittag und ein Dritter, der sink im Käfig, piepst dazu. Färbt sich der westliche Himmel glühend roth, dann gedenkt der pensionirte Krieger der Kameraden, welche beim Leuchten desselben bluthigen Roth's in die langen Gruben versenkt wurden, schnallt sein Bein an und sucht die lebenden Kameraden an dem runden Tische auf, wo sie sich jeden Sonntag Abend zum Appell einzufinden pflegen.

Wer auch auf den Sonntagsausflug zu verzichten hat und zwar mit schwererem Herzen, als sonst Jemand, das ist die Mutter mit dem kranken Kinde. Draußen blüht so viel frisches Leben, zu Milliarden decken die gesund athmenden Organismen Berg und Thal;

ach, wollte sich nur eines einzigen Rosenblattes Röthe auf die Wangen ihres bleichen Kindes legen! Wird das vielgeliebte junge Leben vielleicht schon geknickt sein, ehe das Laub sich entfärbt? Wird der nächste Weihnachtsschnee nicht auch auf die Stätte niedersinken, wo ihr Liebling auf immer eingebettet ist? O diese strahlende Sonne, zu der so Viele freudig aufblicken, ihr sendet sie nur die tödtlichen Pfeile nieder, die das theure Kindeshaupt treffen! Wie gern wollte sie auf jeden neuen Frühling, auf alle Lust und Freude, die unterm lachenden Himmel erblüht, für immer verzichten, wüßte sie nur das liebe Geschöpf im warmen Mutterarme geborgen!

Ohne Vatersorgen, aber auch fast bis zu Tode betrübt wälzt sich der junge Mann auf seinem schmalen Lager, dem der schäbige Rock und der zerrissene Stiefel am herrlichsten Sonntag-Nachmittag Stubenarrest auferlegt. Am Wochentag wagt er's noch, muß er es wagen, sich als reducirtes Wesen in den Straßen zu zeigen. Er hat auf dem harten Pflaster der Metropole schon manche Demüthigung erlebt, aber so tief gesunken ist er noch nicht, seine in voller Auflösung begriffene Garderobe der Sonntagssonne preiszugeben. Er macht seinen Auszug, wenn es zu dämmern beginnt. Während die Sonne hoch steht, brütet er im Schweiß seines Angesichts darüber — wie er, aller Erfindungsgabe der Nankees zu Trotz, zu seinem eigenen Bedarf eine neue Manier, Lumpen in Geld zu verwandeln, ersinnen könne, und nebenbei auch noch darüber — wo er heute Abend einen mildthätigen bar-keeper entdecken solle.

Viel ruhigeren Gemüthes steht in jenem stattlichen Hause, dessen große Fenster bis auf zwei sorgfältig geschlossen sind, die unverheirathete Tante dem Abende des Sabbaths entgegen. Die ganze Familie ist außer Hause, theils im Bade, theils auf einer Ausfahrt; selbst die Diensthöten, welche unter ihrer Aufsicht das Hauswesen besorgen, haben im großen Staat sich zu Besuch begeben. Die Tante allein bleibt in ihren vier Mauern. Auch sie hat ihr bestes seidenes Kleid angelegt, aber nicht der Welt zur Schau, sondern zu ihrer eignen Befriedigung und aus Ehrfurcht vor dem Herrn, dem der Tag gilt und als dessen Braut sie sich schon seit dreißig Jahren betrachtet. Sie begibt sich jeden Sonntag Nachmittag punkt zwei Uhr in

ihr helles Zimmer im dritten Stock; es ist dort Alles sauber, wie gekehrt. Sie liest in der Bibel und ihre einzige Gesellschaft bildet ein schmuckes Käzchen, welches sich auch unaufhörlich beleckt und nur aufhorcht, wenn ihre Gebieterin, mit einem frommen Seufzer, ein neues Blatt umschlägt. Es ist sonst todtenstill im Hause. Das ist der Tante, die stets zur neuralgia hinneigt, höchste Wonne, ist ihr der Vorgeschnack der ewigen Seligkeit. Wenn die Schatten der Häuser sich länger und länger strecken, blickt sie ab und zu nach der Uhr. Noch ein Capitel Jeremias und es ist Zeit aufzubrechen — zum Abend-Gottesdienst. Die unverheirathete Tante ist die Erste in der Kirche; sie sitzt gern so, daß sie die Thür im Auge behalte und kein Eintretender ihr entgehe. Besteigt der Herr Pastor seine Kanzel, dann weiß sie genau, um wie viel fromme Christen mehr oder weniger heut anwesend sind, als am vorigen Sonntag Abend.

Solche und ähnliche Typen bilden das Stillsleben eines New-Yorker Sonntags. Fangen aber die Sterne zu blinken an, wälzt sich der Strom, welcher bei Tageszeit dem heißen Stadtbette enteilt, wieder zurück, dann rauscht und braus't es durch die Straßen, als sei die ganze Million Menschen auf der Wanderung begriffen und der, die sabbathgesetzlichen Schranken überschäumende lustige Sonntag-Abend tritt in seine Rechte.

Der junge Souverän.

Sie kann noch Präsident werden, und Du nicht! Darum hat sein Blick etwas so Selbstbewußtes, wenn Du ihn von der Außentreppe Deines Hauses fortweifest, an deren Geländer er seine gymnastischen Studien macht, Deinem sorgfältig gefegten Aufgange weniger zur Zier, als sich selbst zum Plaisir. Deine Lebensgefährtin hält viel darauf, daß die wenigen Stufen, welche zu der spiegelblanken Thür hinañführen, recht sauber und einladend aussehen. Einen aus Eisen gegossenen Repräsentanten Jung-Amerika's, in der Nische des Vestibuls oder auf den sechs Quadratfuß Rasen vor dem Erdgeschoße aufgestellt, würde sie sich wohl gefallen lassen; aber das lebendige Exemplar, dessen Außenseite ebenso viel Nonchalance als gründliche Verachtung alles Ornamentalen verräth, erscheint ihr nur wie ein riesiges Ungeziefer, das um so gefährlicher ist, je mehr Menschenverstand und Mutterwitz ihm zur Verfügung steht.

Hast Du also, von den Strahlen der untergehenden Sonne vergoldet, Dein Heim erreicht, um Dich nach vollbrachtem Tagewerke in der Grotte Deines Familienfriedens niederzulassen, dann gesellt sich zur Begrüßung sofort die Mahnung an das Ausüben Deiner männlichen Wehrpflicht; Du sollst die schmutzige Range, die den lieben langen Nachmittag vor Deiner Schwelle genistet, vertreiben. Die Miethe, welche Du zahlst, ist so hoch, daß Du schon beanspruchen darfst, Dein Hausrecht bis an die unterste Stufe der äußeren Treppe eifersüchtig zu wahren. Im Gefühle Deines guten Rechtes und Deiner durch einen jährlichen Miethsvertrag verbrieften Autorität trittst Du mit strenger Miene hinaus, um den ungebetenen Akrobaten, der soeben zu schußlichem Knäuel geballt das Geländer hinabrutscht, zu verschrecken. Du nimmst Dein bestes Englisch zusammen und färbst es, des größeren Nachdruckes wegen, mit etwas New-Yorker slang. Doch so classisch Dein Englisch, so New-Yorkisch Deine Betonung

auch ist, das feine Gehör der jungen Brut läßt sich nicht täuschen; der fortgewiesene hat es gleich heraus, daß Deine Wiege auf der anderen Seite des großen Wassers gestanden. Mit studirter Langsamkeit steigt er vom Geländer herab, als sei es noch fraglich, ob er es auch nöthig habe, seinen Sport aufzugeben. Auf der Treppe verweilt er noch einen Augenblick, um Dir zu zeigen, daß Dein Geheiß ihn nicht schreckt. Als ob ihm der Nationalstolz den Nacken steifte, sieht er Dir gerade und sehr ernst ins Gesicht. Wie kannst Du so engherzig sein, einem vollblütigen, schon vier Fuß hohen Amerikaner gegenüber Dein erst im Mannesalter erworbenes Recht so streng geltend zu machen?

Sein Blick sagt: „Ich hätte Ihnen weder das Eisengitter, noch diese steinernen Stufen hier davon getragen.“ Dann zieht er mit einem energischen Ruck seine in unbestimmter Farbe leuchtenden Unausprechlichen, die er aus zweiter Hand, vielleicht aus der eines älteren Bruders erhalten, über die Hüfte und steigt so phlegmatisch, als es sein beleidigtes Ehrgefühl gestattet, hinab. Von der letzten Stufe aus spuckt er aufs Trottoir. Das kannst Du ihm nicht wehren. Der Fußweg ist Gemeineigenthum. Er spuckt nochmals und wirft Dir einen Blick zu, in welchem die Frage liegen soll, was Du dagegen einzuwenden habest. Steht ein Baum vor dem Hause, dann lehnt er sich mit der erhabenen Ruhe eines, alle Kleinlichen Chicanen ignorirenden Philosophen gegen die Latten, welche den Stamm schützen, fährt mit beiden Händen in die Hosentaschen so tief, als seien dieselben bodenlos, und fängt an zu pfeifen. Er pfeift „Hail to the Chief“; er kann noch Präsident werden, und Du nicht! Du kannst nicht umhin, die Würde, mit welcher er sich aus der Affaire gezogen, zu bewundern. Das merkt er wohl und nachdem er die nächste Strophe zu Ende gepfeifen, lacht er laut auf. Von der Stelle aber weicht er nicht. Bist Du so „particular“, einen freien Sohn des Dich gastlich aufnehmenden Volkes nicht seine Purzelbäume auf Deiner Treppe schlagen zu lassen, dann siehe auch als Schildwache da. Er hat Zeit zu warten; wenn es Dir nicht zu lang wird, er hat keine Geschäfte zu versäumen.

Der Bursche fängt an, Dich zu interessieren. Du willst Dir nicht die Blöße geben, ihn auch von seiner Zufluchtsstätte, welche durch

das neutrale Gebiet des Trottoirs von Deinem Hause, Deiner „Burg“, getrennt ist, barsch fortzuweisen. Im Tone väterlicher Mahnung sagst Du ihm, er möge nach Hause zu seiner Mutter gehen. Ein langgezogener Pfiff ist die Antwort. Doch plötzlich hat er sich eines Besseren besonnen; er macht Kehrt und schreitet wacker aus. Im Bewußtsein, ein fruchtbares Wort gesprochen und in das Gemüth des kleinen Vagabunden hineingegriffen zu haben, willst Du Dich zu Deiner Suppe begeben, die Dir nach dem gelieferten Beitrage zur Volkserziehung um so besser schmecken soll. Du trittst ins Haus, doch während Du die Thüre schließt, siehst Du gerade einen Polizisten gravitatisch vorüberschreiten. Sollte nicht Dein väterliches Wort, sondern nur der Blaurock dem Quälgeiste der Deinigen stinke Beine gemacht haben?

Wie nennst Du ihn gleich? Nenn' ihn getrost Jimmy. So heißen mehrere große Männer in Deinem Assembly-District, die in ihren jungen Tagen ohne Zweifel auch so ausgesehen und es so getrieben haben, wie das Dich belästigende Exemplar der aufstrebenden Straßengugend. Nenn' ihn Jimmy, denn sein Unterkiefer hat ganz die Gestaltung des gleichnamigen eindringlichen Werkzeuges, welches in den Polizei-Annalen eine so wichtige Rolle spielt. Heißt er Jimmy, wird er sicherlich gleich wieder da sein.

Richtig; noch ehe Du am großen Tische im vorderen Erdgeschos Deine Suppe ausgegessen, hockt er wieder auf dem eisernen Gitter draußen. Vor der Polizei, nicht vor Deiner Beredsamkeit hatte er die Flucht ergriffen. „Da ist die abscheuliche Range schon wieder!“ ertönt es von drei Seiten des Tisches und Dein Söhnchen ist im Nu am Fenster. Wie der große Affe in der Centralpark-Menagerie führt der zurückgekehrte Schlingel eine unbeschreibliche Capriole an der Gitterthüre aus, wirft einen verschlingenden Blick durch Dein Fenster und dreht Euch eine riesige Nase. Ereifere Dich darob nicht, denn Du kannst nicht wissen, ob nicht Dein Bübchen die erste Grimasse gemacht hat. Genieße Deine Mahlzeit ruhig weiter. Drohe ihm ja nicht mit der Gabel, sonst wird Dir mit markdurchdringendem Hohn-gelächter geantwortet. Du mußt den, sich an den Grenzen Deiner Behausung niederlassenden Strolch nehmen, wie der Ansiedler im

fernen Weßen die Rothhaut, die ihm neugierig über den Zaun blickt, ihn aber nicht immer beneidet.

Der junge Straßen-Modoc möchte wohl auch gern mitessen an Deiner einladenden Tafel, aber nicht um den Preis der Freiheit! Das Straßenpflaster ist sein Revier; das ist ihm nicht um ein Linsengericht feil; in seinen Lumpen dünkt er sich ein ganzer Kerl im Vergleiche zu den wohlgekleideten und wohlgenährten boys, die im geschlossenen Raume die Ruthe der Civilisation über sich schwingen lassen müssen. Er erzieht sich selbst und verlangt nur, daß man ihn ein wenig fürchte, ihn respectire ob der selbstauferlegten Enthaltbarkeit, Dir keine garstigen Figuren mit Kreide auf Thür und Treppe zu malen, zur Nachtzeit Deinen Rasen nicht zu zerrupfen, um Mitternacht nicht heftig die Glocke zu ziehen und des Morgens Deine Zeitung nicht zu stehlen. All dies könnte er thun und wird es auch thun, wenn Du Dich auf Kriegsfuß mit ihm stellst. Lasse es als einen stillschweigend geschlossenen Vertrag zwischen Euch gelten, daß Du ihm die Anznießung Deiner äußern Treppe überlassst, wogegen er sich aller Attentate auf Dein Eigenthum und Deine Nachtruhe enthalte. Widerstand reizt ihn nur; wo man ihn gewähren läßt, wird es ihm bald langweilig; es gibt ja so viele high stoops und er sucht sich bald ein anderes Feld für seine gymnastischen Uebungen.

Siehst Du, schon jetzt bricht er auf und Ihr seid noch nicht an den Erdbeeren. Draußen stößt eine Drehorgel, deren Peiniger in der Dämmerung noch rasch durch einige Jammerblicke Deinen Nachbarn einen und den anderen Cent entlocken möchte, ihre herzerweichenden Klageröne aus. Ein halbes Duzend niedlicher kleiner Geschöpfe, herausgeputzt wie die Puppen, sammelt sich um den Orgelmann; bald ist die Tanzlust den Püppchen in die Glieder gefahren; sie reichen einander die Händchen und lustig dreht sich der Reigen; während die zwei ältesten in die wacklig gewordene Melodie des invaliden Instrumentes mit einstimmen. Dabei muß der Jimmy auch sein. Mit einigen kühnen Katzenprüngen ist er an Ort und Stelle. Ein gellender Pfiff kündigt sein Eintreffen an. Ueber den mechanisch drauf los orgelnden alten Mann möchte er sich

schier todt lachen und das Tanzen der Kleinen, die neben ihm so sauber und sittig aussehen, fordert seinen Spott heraus. Wie die Banditen im „Fra Diavolo“ die singende und tanzende Zerline nachäffen, so springt Jimmy nach dem Tact der gesungenen Weise wie besessen umher, schlägt jetzt die schmutzigen Hände über dem struppigen Haupthaar zusammen, fährt im nächsten Augenblicke mit dem Ellbogen gegen das nackt hervorragende Knie, dreht sich auf einem Beine, brüllt mit seiner heiseren Stimme in das Liedlein der Kleinen hinein und carikirt in seiner tollen Art das unbefangene Treiben des lustigen Kinderkreises. Die Tänzerinnen aber zu stoßen oder am Kleide zu zupfen, fällt ihm nicht bei. Dazu ist er, trotz Ermangelung von Handschuhen, Schuhen, Cravatte und Hut, schon zu sehr gentleman. Wenn aber das Tänzchen zu Ende ist und der Leiermann abzieht, kann er nicht umhin, die verstummte Orgel auf dem Rücken ihres Besitzers durch einen derben Faustschlag hohl erdröhnen zu machen. So „bezahlt er die Musik“.

Am nächsten Abend siehst Du ihn vielleicht an der Treppe des gegenüber liegenden Hauses sitzen, die spitzen Elbogen in die mageren Schenkel gestemmt und sein schmales blaßes Gesicht zwischen den flachen Händen ruhend. Er harrete Deines Kommens, jeden Augenblick bereit, sich Dir unbequem zu machen, sobald Du ihn ins Auge gefaßt. Beachtest Du ihn nicht, dann findet er es auch unter seiner Würde, Dir den üblichen Besuch abzustatten. Dein friedfertiges Benehmen genügt ihm. Und eines Tages ist er ganz verschwunden, untergetaucht in der großen Menge seines Gleichen, vielleicht nach einem andern Stadttheile verschlagen. Wenn Du bei guter Gesundheit bist, liest Du vielleicht nach fünfzehn Jahren eines Tages in Deiner Zeitung, daß der Jimmy So-und-so bei einer Primärwahl die Boys der rivalisirenden faction hinausgehauen — und weißt nicht, daß es derselbe Jimmy ist, den von Deiner Treppe hinabzufegen eine diplomatische Aufgabe war.

Niemals mündig.

Wenn in der Großstadt Hunderttausende mit den Vorbereitungen für das Fest der Kleinen beschäftigt sind, gibt es gelegentliche Arbeit genug für so manches große Kind. Der unterstüßte Hausfreund zum Beispiel, der immer sehr viel Zeit hat — weil es ihm trotz längst erfolgtem Verblühen seiner Jünglingsjahre noch immer nicht gelingen will, sich in der freiwillig gewählten neuen Heimath in einen nährenden Erwerb hineinzuleben — ist dann nicht in Verlegenheit um Aufträge, durch deren Erfüllung er einen Theil der Schuld, in welcher er bei dem, sich seiner annehmenden Landsmanne sieht, abzutragen sucht. Dieser Wohlthäter stammt in der Regel aus seinem engeren oder engsten Vaterlande. Er ist vielleicht selbst auf schmale Kost gesetzt; doch für den unbeholfenen, obgleich schon vollbärtigen Schulfreund, der wie ein rathloser Waisenknaube in der Weltstadt herumirrt, wahrt er sich das hilfsbereite landsmannschaftliche Herz.

Gar manche Familie, namentlich unter den unbemittelteren, sieht einen solchen Waisenknauben bei sich aus- und eingehen. Was Rechtes gelernt hat er nicht; und zum Erlernen der amerikanischen Energie ist es bei ihm auch noch weit hin. Daß man in Amerika sich gehörig zu schinden habe, wenn man auf ehrliche Weise ein Millionär werden wolle, das wußte er wohl; er meinte aber, daß Einer, dem es nicht gerade auf die volle Million ankomme, es auch in puncto der Anstrengung leichter nehmen könne. Daß man so zu sagen spielend in eine behagliche Existenz hineingelangen müsse, wenn man nicht ganz auf den Kopf gefallen sei, hielt er für ausgemacht; hätte ihm aber Einer gesagt, daß ein Mensch von so bescheidenen Ansprüchen, wie er selbst, je in Verlegenheit um die nothwendige Mahlzeit oder das unerläßliche Lager sein werde, so würde er ihn für verrückt erklärt haben. Das, was er zum Leben brauche, sei jedenfalls so bequem zu erlangen, daß man sich nur darum zu büßen

brauche; mit dieser Ueberzeugung kam er, in dieser Ueberzeugung hielt er es für überflüssig, sich unterwegs zu fragen: Was willst Du eigentlich drüben treiben? Und in diesem Sinne treibt er's noch immer; das heißt, er arbeitet noch immer nicht.

Die Kleinarbeit versteht er wohl; allerhand leichte, zum Theil überflüssige Verrichtungen, mehr Tändelei als ernste Beschäftigung, das ist's, was ihm behagt. Er weiß überall zuzugreifen, so lang es nur der Oberfläche der Dinge gilt. Wo aber das kräftige Ansetzen des, den Stoff fest erfassenden und bewältigenden Werkzeuges anfängt, da hört seine Geschicklichkeit und seine Lust am Zugreifen auf. Er beschäftigt sich nur gern mit „Sächlein“; darum bringt er es auch nie weiter, als zu einem gelegentlichen „kleinen Verdienstchen“, so wie bei ihm überhaupt Alles nur im Verkleinerungs-Maßstabe vorkommt. Der Mann, der ihm stets als letzter Rettungsanker zu dienen hat, ist sein „Freundchen“, und die Beträge, mit denen er ihm ab und zu aushilft, sind ein „kleines Pumpchen“. Er fühlt sich in dieser neuen Welt mit ihren colossalen Anstrengungen so klein, daß Alles, was mit ihm in Berührung kommen soll, selbst das Eliputaner-Maß annehmen muß. Er ist darum auch immer sehr höflich. Für voll zu gelten im regen Wettstreit der thätigen Männer beansprucht er gar nicht; er will nur so mit unterlaufen, als Einer, der hier und da ein Restchen aufschnappt, um auch „sein bischen Leben“ zu erhalten.

Ueber die Ungunst der Zeit klagt Niemand so wenig wie er. Er spricht wohl oft von ihr, weiß aber auch, daß „gute Zeiten“ seine Lage nicht wesentlich ändern würden; im Gegentheil, während allgemeinen Mißstandes kann er es besser verbergen, daß sein Geschäft schon darum nicht anzublühen vermag, weil er sich nicht entschließen will, eines ernstlich zu ergreifen. Auf gefährliche Abwege des Müßiggängers ist er noch nicht gerathen. Er ist eine ehrliche Haut; nur das ehrliche Stück Arbeit, womit er seine amerikanische Laufbahn einleiten soll, will ihm nicht zu Passe kommen. Betteln zu sollen, wäre ihm entsetzlich; lieber würde er sterben, sich ein Kügelchen durchs Gehirn jagen. Darum hält er fest an den Freundchen, die ihn nicht ganz sinken lassen. Heut

kommt das Albertchen, morgen das Fritzchen und übermorgen das Karlchen an die Reihe in dem verdienstlichen Werke, die ganze Landsmannschaft vor der Schmach zu bewahren, daß Einer aus ihrer Mitte vielleicht doch noch Betteln gehe.

Er weiß, daß es eine Existenzfrage für ihn ist, mit der Gattin seines Freundes und Gönners auf sehr gutem Fuße zu stehen, sich ja nicht auf irgend eine, noch so geringfügige Spannung oder gar einen Conflict, und gelte er nur der Aufsicht über den Teint der Frau Nachbarin, mit ihr einzulassen. Er behandelt sie im großen Ganzen wie in jedem einzelnen Punkte als eine seelengute, sehr gescheidte Frau, über deren Schönheit zu sprechen er nur aus Bescheidenheit unterläßt, weil er ja wissen muß, daß den Frauen nicht viel an dem Lobe liege, welches aus dem Munde dienstbarer Geister kommt, und daß seine gesellschaftliche Stellung unter dem Dache des Landmannes nicht wesentlich verschieden sei von der eines freiwilligen Gelegenheits-Domestiken. Ob die Gebieterin, deren Veto gegen sein Gut-aufgenommen-werden stets wie ein Damoklesschwert über ihm hängt, die volle heilige Drei der obengenannten Eigenschaften in der That besitze, darüber hat er nie ernstlich nachgedacht; in dieser Frage beschäftigt ihn nur der Gedanke, daß es gegen sein Interesse wäre, daran zu zweifeln. Er zweifelt also nicht und handelt nach dem Glauben, der ihm zum Vortheile gereicht.

Wenn er in der engen Stube der duldsamen Familie das bischen Raum, welches von seiner unbedeutenden Persönlichkeit ausgefüllt wird, wegunimmt, ist jeder Blick, jede Bewegung eine an die Gebieterin gerichtete Entschuldigung; besonders demuthsvoll wird seine Haltung, wenn ihn das Bewußtsein drückt, beim Familienvater mit etwas Cash in der Kreide zu stehen. Als derselbe ihm das letzte Mal die erbetenen zwei Dollars in die Hand drückte, war die Hausfrau zwar nicht anwesend; allein es beschleicht ihn, so oft ihr kluges Auge auf ihm ruht, die Ahnung, daß sie um jene Anleihe wisse oder ihrerseits mindestens ahne, es bestehe zwischen ihm und ihrem Gatten neben dem Freundschaftsverhältnisse auch das Verhältniß des Schuldners zum Gläubiger; er nimmt daher an, daß die gescheidte Frau nur aus Herzengüte „sich nichts davon merken lasse.“ Fügt es sich

im Laufe der mißlichen Ereignisse, mit denen er fort und fort zu kämpfen hat, so, daß er das gastliche Heim seines Freundes eine Zeit lang gemieden hat und eines Abends ganz unverhofft mit der wackern Frau auf einem Marktplatze oder an einer Straßenecke zusammentrifft, dann bereitet ihm dies zwar eine kleine Verlegenheit; allein die ihn nie verlassende Höflichkeit bringt ihn auch darüber hinweg. Sofort er bietet er sich, den Korb zu tragen oder sonst einen Auftrag zu übernehmen. Die menschenkundige Frau aber durchschaut sein Motiv und dankt ihm bestens; sie fragt, warum er sich jetzt so selten mache, und ehe er die Antwort zu stammeln vermag, fügt sie offenhertzig hinzu:

„Wenn Sie mit meinem Manne noch etwas ins Reine zu bringen haben, brauchen Sie darum nicht scheu zu werden. Sie sind noch immer willkommen. Gott sei Dank drücken uns solche Kleinigkeiten noch nicht!“

Unwillkürlich greift er in die Westentasche und flüstert: „Ich wollte schon längst —“

„Sie brauchen Sich gar nicht zu übereilen; wenn es Ihnen zu hart ankommt, gerade jetzt vor Weihnachten, nun — wir können schon ein bißchen warten.“

„Das ist mir lieb, denn ich könnte jetzt wirklich nicht —“

„Na, sehen Sie, das hab' ich mir gleich gedacht, als Sie mit dem Finger nach der Tasche fuhren, und deshalb wollte ich es Ihnen nur erleichtern, mit der Wahrheit herauszurücken.“

„Habe ich wirklich — richtig, da steckt mein Zeigefinger noch in der Westentasche. Das geschah nur so in der Zerstreuung.“

Er lacht, sie lacht, und dann lachen sie Beide. Gerührt von ihrer Gutmüthigkeit, läßt auch er sein Herz überströmen: „Wie schlau Sie sind, Madamchen! Ihnen kann man nichts weiß machen. So will ich Ihnen denn gleich gestehen — auch ich habe diese, bei mir nichts sagende pantomimische Bewegung nur gemacht, weil ich mir ebenfalls gleich dachte, Sie würden dieselbe schon verstehen und mit mir in meiner Verlegenheit Mitleid haben.“

„Und jetzt ist der Stein vom Herzen, nicht wahr? So seid Ihr, Männervolk.“

„Sie sind halt ein geschiedtes Frauchen; ich sage es immer dem Albert, daß Sie mehr Verstand haben, als wir Beide zusammen genommen.“

„Sie kommen doch ein bißchen herauf am Christabend? Die Kinder haben schon oft nach Ihnen gefragt und sehen Sie gern, wenn Sie auch ohne Bescherung kommen.“

„O recht gern will ich mich einfinden. Soll ich das Baumchen aufputzen helfen?“

Das ist wieder eine der Verrichtungen, die er aus dem Fundament versteht. Am Nachmittag des 24. December ist er sicherlich zur Stelle. Beim Anblick der in einer Ecke lehrenden Tanne ist sein erstes Wort: „Das ist ein ziemlich großes Bäumchen, dazu müssen wir ein gehöriges Postamentchen machen.“ Und dann nimmt er einige zolldicke „Brettchen“, eine Säge und ein „Hämmerchen“ und zimmert darauf los. Solche Dinge, woran die Kinderchen sich erfreuen sollen, gehen ihm flink von der Hand, gelingen ihm vortrefflich. Er ist wieder am Schnitzeln und nur zu froh, bei dieser kleinen Welt von Pappe die große wieder einige Stunden lang vergessen zu können. Wenn er von dem „Tässchen“ Kaffee schlürft, welches die aus und ein wandelnde Hausfrau ihm von Zeit zu Zeit füllt, wird es ihm ganz behaglich und eine Idee, dem „Bäumchen“ noch einen neuen Zierath anzuhängen, drängt die andere.

In der Pause, welche er beim Eintreten der Dämmerung macht, schleichen zwar wieder die ernsteren Gedanken an ihn heran und er starrt aus seinem Winkel wie geistesabwesend auf die immer matter werdenden Umrisse der bunten Zweige. Vielleicht geht noch einmal sein eigener Kindestraum, in dem ihm die Welt selbst wie ein riesiges Spielzeug und das Leben als ein unaufhörliches Tändeln erschienen war, durch seine Seele und er schaudert zum tausendsten Male bei dem Gedanken, welche Summe männlicher Anstrengung mit verflochten sei in ein erträgliches Dasein, wie auch er sich werde binnen Kurzem ermannen müssen; doch kein Zucken der Lippe verräth, welches finstere Bild soeben an ihm vorübergerollt.

Die Hausfrau bringt Licht; lächelnd tritt er ihr entgegen, erbittet sich ihr kritisches Urtheil über das Geleistete; mit unsäglichem

Vergnügen streicht er ihr Lob ein und beschäftigt sich weiter mit den niedlichen „Säcklein“, die noch an Ort und Stelle zu bringen sind. Naht die Stunde, zu welcher die Tanne in ihrer festlichen Pracht erstrahlen soll, zündet er noch rasch die Lichter an, mustert noch einmal sein Werk, nimmt dann den Hut und geht. Er hat heut' Abend noch allerhand Aufträge für andere „Frauchen“ zu besorgen.

Später kommt er wieder. Das ist um die Stunde herum, wenn die Feitfreunde der Kleinen ausgetobt hat und aller Wahrscheinlichkeit nach die Großen sich an die substantielleren Genüsse des Abends machen werden. Schüchtern tritt er ein, als ob ihm die ganze Herrlichkeit, die da aufgebaut ist, etwas Neues wäre. Auf die Frage, warum er so lang weggeblieben, antwortet er kleinlaut: „Unser Eins paßt ja nicht zu dem gemüthlichen Stündchen, welches den Kinderchen gehört“ und schießt dabei, das leichtere Backwerk stoisch übersehend, nach dem zolldicken Pfefferkuchen, der noch unberührt liegt. Es dampft wohl auch eine Bowle und er reibt die Hände, die bittere Kälte draußen schildernd. Sitzt er dann am Familientisch, Alles, was die umsichtige Hausfrau ihm vorlegt, mit einer, seinem guten Appetite widersprechenden sanften Abwehr empfangend, ist's ihm zu Muthe, als habe der dem Lebenskampfe besser gewachsene Freund ihn für die Dauer dieses Abends an Kindesstatt angenommen. Vielleicht sitzen sie noch um Mitternacht beisammen; und er vernimmt des Freundes Mahnungen — im neuen Jahre Ernst zu machen mit dem tapferen Anfassen eines, wenn auch noch so kärglichen regelmäßigen Erwerbes — mit demselben heimlichen Grauen, mit welchem die nun entschlummerten Kinder die Vorschriften vernahmen, von deren Erfüllung Santa Claus das Spenden seiner Gaben abhängig erklärte.

Die Alten im Winkel.

An den Gerichten der Weltstadt taucht periodisch auch der verstoßene alte Mann auf. Da enthüllen sich oft Familiengemälde, anzuschauen wie eine, ins Bürgerliche übertragene Lear-Scene. Der altersschwache Mann war stets eine der traurigsten Figuren im amerikanischen Leben. Nicht blos in den Schichten, wo zum täglichen Brod auch tägliche Anstrengung gehört, selbst in höheren Stockwerken unseres gesellschaftlichen Gebäudes wird mit dem old man sehr hart umgegangen. Daß er, wenn es ans Betteln geht, so lange bei Seite gestoßen wird, als weibliche Concurrnz vorhanden, ist allbekannt und auch ganz in Ordnung. Dazu ist er Mann, daß er mit der Noth besser zu ringen verstehe; und verhungert gelegentlich einer trotzdem, dann darf das öffentliche Gewissen sich wenigstens zum Theile beschwichtigen durch die selten fehl gehende Annahme, daß der Hungertod ein „selbstverschuldeter“ war; wenn nicht gerade in den letzten Lebensjahren, so hat der Verhungerte doch sicherlich früher einmal Etwas gethan oder unterlassen, woher sich der Anfang seines mit dem Verhungern aufgehörenden Elends datiren läßt.

Aber auch der Greis in comfortabler Lebensstellung wird, sofern er es sich gefallen läßt, gar oft von zärtlichen Verwandten aus seinem eigenen Heim verdrängt; nicht gerade mit einem Male, etwa durch ein unbarmherziges An-die-Luft-setzen, aber so allmählig, wie es sich durch eine geschickt geleitete Familien-Intrigue gegen den geisteschwachen old man, der ja doch „zu nichts mehr gut ist“, ohne zu großen Eclat ins Werk setzen läßt. Wie es in der englischen Comödie von jeher der Fall war, so auch gelegentlich in jener Comödie, welche die gute oder sich gut dünkende Gesellschaft aufführt; „der Alte“ spielt eine sehr klägliche Rolle. Alles ist ihm über den Kopf gewachsen; selten greift er als Charakter durch.

Fast scheint es, als ob die erhöhte Energie, welche anglo-sächsisches Leben kennzeichnet, auch der alternden Kraft strengere Bedingungen

das für, daß sie sich behaupte, auferlege. Man hat wenig Ehrfurcht vor dem Alter an und für sich, nur das noch leistungsfähige, noch geistesjunge Alter achtet man. Wehe dem, sich allmählig zur Grube Niederneigenden, gleichviel wie seine Lebensstellung, wenn er zu früh der zweiten Kindheit verfällt, wenn er zu bald aufhört, zu leisten oder geistig wach zu sein! Er ist in beständiger Gefahr der Entredung. Seines Looses schlimmster Theil ist: daß man ihn schon bei Seite zu drängen pflegt, wenn er sich des Abnehmens seiner Kraft noch bewußt ist. Sie brauchen es ihm gar nicht so schonungslos zu verstehen zu geben — er sieht es ja auf Schritt und Tritt selbst ein — daß er Herrgotts überflüssiger Kostgänger geworden und auch von Tag zu Tag überflüssiger wird. Er sieht ihn stätig wachsen den Kreis, der wie eine Atmosphäre der Vereinsamung sich um ihn schließt. Je älter er und je schwächer seine Stimme wird, desto größer die Entfernungen, die sein Rufen bewältigen muß, wenn die lärmende Welt noch irgend wie von ihm Notiz nehmen soll.

Hat er noch einen Rest von Mutterwitz gerettet, findet er selbst es abgeschmakt wie ein alberner Papagei immer und immer dasselbe plappern, fort und fort wiederholen zu sollen: „Ich bin auch noch da!“ Er befreundet sich mit der Oede, die ihm wie eine baum- und wildlose Reservation von der, sich in lustiger Jagd tummelnden Gesellschaft großmüthig überlassen wird. Vielleicht noch ein Glück für ihn, wenn er es stumpfsinnig hinnimmt und das allmähliche Absterben sich nicht durch herbe Reflexion erschwert. Schmerzloses Verflackern ist dann Alles, was ihm noch bevorsteht. Wehe, wenn er noch eigenwillig genug ist, dagegen anzukämpfen, aber nicht Herr genügender Geisteskraft, um trotz physischer Verarmung in seinen Siebenzig oder Achtzig noch eine, ihn wärmende und bereichernde Welt um sich zu sehen!

Siehst Du, Alterchen, es hat Dich der eisse Winter erreicht, in dem Du auf das Kämmerlein der eigenen inneren Welt angewiesen bist! Hast Du Dein Lebtag Dich in der äußeren Welt mit ihrem Haschen und Naschen, mit ihrem Gassen und Rassen so sehr verloren, daß Dir nicht Zeit und Sinn dafür blieb, dieses Kämmerlein wohllich einzurichten — stehst Du jetzt zwischen kalten Wän-

den und findest die Stube, welche allein sie Dir gelassen haben, frostig.

Zu Gast kannst Du Niemand dahin bitten und wenn Du an die trübe Scheibe trittst, um Dein alterndes Auge hinausblicken zu lassen ins Treiben der Jüngern, erfüllt Dich kein Behagen; Du siehst nicht wie Einer, der sich selbst gut gebettet, auf die wirre Jagd nach nichtigen Dingen, sondern erkennst darin nur das grinsende Spiegelbild der eigenen Thorheit. Viele stürmen vorüber, Keiner hält es der Mühe werth, Dich anzublicken; und doch warst Du, wie sie sind; doch werden sie sein, wie Du bist. Warum sollen sie Dich beachten, da ja Jeder meint, es ungleich klüger zu treiben, als Du es einst getrieben! Jetzt wollen sie nichts mit Dir gemein haben und lassen Dich allein stehen und Dein fröstelndes Gebein sich an der allgütigen Sonne wärmen. Sinkst Du hin, dann piepen sie noch nicht so viel, wie der Spatz vor Deinem Fenster.

Sieh mal, wie wohl sich's diese Spatzenfamilie in der Januar-Sonne sein läßt! Gleich lustig hüpfen sie alle, die Alten und die Jungen; sie lassen ihre Hochbetagten nicht abseits stehen; Du kannst die Greise unter ihnen nicht erkennen. Wie leicht doch dem dummen Vogel sein Alter fällt! Er braucht eben in seiner Dummheit nicht die wärmende Decke, in welche der Mensch sein spätestes Alter hüllen muß, wenn es ihm erträglich sein soll.

Weisheit ist des Alters schützender Pelz. Hast Du sie angesammelt, als Dein Blut noch genügte, den Frost zu bannen? Hast Du, während das Silber Deiner Locken mehr und mehr erstrahlte, in der Truhe Deiner Lebensweisheit das Gold sich häufen lassen? Jetzt brauchst Du's, aber erwerben kannst Du es nicht mehr. Sie haben Dich genarrt, die Dir da sagten, das Himmelslicht ermuntern der Ideen sei nur dazu da, daß die Jugend und das kräftige Mannesalter sich darin tummle. Je tiefer Dein Rücken sich beugt, desto mehr bedarfst Du des aufrichtenden Gedankens. Er allein kann Dich noch vor Erstarrung schützen, wenn der Lebenssaft nicht mehr treibt. Niemand thut der milde Sonnenschein eines unvergänglichen Ideals so wohl, wie gerade Jenen, die schon mit einem Fuße im Grabe stehen; fehlt es ihnen, ist's Nacht um sie, ehe sie das müde Auge geschlossen.

Doch gib Dich zufrieden, Alter, der Du diese Nacht schon dunkeln siehst; sie kommen Alle daran, die in ihrer Jugend es Dir gleich thun. Den alten Lear haben sie zwar einst mit den Worten auf die Bahre gelegt:

„Den Aeltesten wird das schwerste Loos gegeben,
Wir Jüngern werden nicht so viel erleben.“

und unter „nicht so viel“ meinten sie: nicht so viel Elend. Das waren eben die Jüngeren, die noch dem Elend zu entlaufen wähten. Aber es setzt ihnen nach, und holt sie ein; denn der alte Lear, der nie stirbt, das ist die, den Menscheng Geist zerrüttende, Neue zeugende Thorheit. Die old men, welche so lieblos bei Seite geschoben werden — weil ihnen die echt männliche Art, der Gesellschaft Liebe zu erweisen, das gedankenkräftige Mitleben in der Arbeit der jüngeren Generation, fehlt — marschiren fort und fort in unabsehbarer Reihe auf, und neben ihnen zieht die Legion der jungen old men, die im wüsten Taumel des gedankenlosen Alltagstreibens, auf der Flucht vor gemeinnützigem Manneswirken sich frühzeitig um die eigene Jugend bestehlen.

Die mütterliche Schere.

Wenn das Quecksilber sich in die Neunzig versteigt, dann wird aller überflüssige Ballast weit fortgeschlendert, selbst die stattlichste Zier des Manneshauptes wird freudig geopfert. Hat man in New-York nie Mangel an „Kurzhaarigen“, so ist dann geradezu die Saison der glattgeschorenen Köpfe anabrochen; und durch alle Altersstufen hindurch vollzieht sich dieser obligate Verkürzungsproceß. Selbst abseits in den Stadttheilen, wo man die liebe Jugend sonst ein gut Theil des Kampfes gegen die Elemente auf eigene Faust ankämpfen läßt, sind die Zottelköpfe — die nur durch die verschiedenen hellen Schattirungen, vom Aschblond bis zum sogenannten impertinenten Blond, zu verrathen pflegen, daß der Besitzer nicht ein verlausener kleiner Sioux oder Comanche sei, sondern einem Volksstamme angehöre, der dem nordischen Heim des Caucasiers entsprossen — sind auch diese stereotypen Zottelköpfe im raschen Schwinden begriffen. Schön rund oder viereckig zugestuzte Knabenhäupter treten an ihre Stelle. Allenthalben wird an den Jünglingslocken herumgesäbelt. Die heilige Maxime, daß die Buben bei hohem Thermometerstand „recht kurz geschnittene Haare“ haben müssen, wird gewissenhaft befolgt. Man frage nur nicht, wie sie manchmal zur Ausführung gelangt. Daran hängt manch schreckliches Martyrium des heranwachsenden Bürgers der Republik.

Die Zeiten werden wieder schlecht. Es muß an allen Ecken und Enden gespart werden. Und außerdem macht sich der Drang, das Gebiet der Frauen-Betriebsamkeit mehr und mehr auszu dehnen, mächtiger als je geltend. Da schreitet denn mit größerer Entschlossenheit, als es sonst der Fall gewesen wäre, lieb Mütterlein selbst daran, den männlichen Nachwuchs zu scheren. Es geschieht dies in der Regel dann, wenn das Familienhaupt durch Abwesenheit verhindert ist, die Häupter seiner Lieben vor Verunstaltung zu schützen.

Die mit der Execution Bedrohten haben einen instinctiven Schrecken vor solcher Procedur. Seit dem fernen Unglückstage, an welchem Delila sich am Haupte Samson's freventlich vergangen, hat sich des Knaben Entsetzen vor der Haarschere in der Hand eines Weibes, und sei dieses Weib die Mutter selbst, durch alle Generationen hindurch fortgeerbt. Die Mannesnatur rebellirt dagegen, daß Frauenhand sich am Sinnbilde männlicher Stärke vergreife. Jedes Knäblein ahnt, sobald die ersten Anstalten zu einer Schur unter solchen Umständen getroffen werden, daß nichts als Verwüstung angerichtet werde und daß selbst die flammendste Mutterliebe in diesem Punkte nicht im Stande sei, einem Fiasco vorzubeugen.

Beim ersten schrillen Klang der Schere sieht das erkorene Opfer bereits die ganz unberechenbaren krummen Linien, in welche das zu schaffende Stoppelfeld sich von Ohr zu Ohr, von der Stirne bis in den Nacken über sein geduldiges Haupt ausdehnen wird, vor seinem prophetischen Auge aufsteigen. Dem jungen Erdenbürger ist zu Muth, als sollten die Ohrlappen mit abgemäht werden, und jedes fühlen des Metalls im Nacken geht ihm durch Mark und Bein. Er lernt begreifen, wie's Demjenigen ums Herz ist, der unter die Guillotine soll!

Jedes Haar steift sich zur elektrischen Nadel, jede Stirnader schwillt fingerdick an. Alle mütterliche Liebe scheint ihm in solchen Momenten sich in Megären-Grausamkeit verwandelt zu haben. Am Hinterhaupt wird herumgefäbelt, über die Stirne wird das Haar stramm hinabgekämmt und liegt so dicht und schwer über den Augen, als sei ein Sargdeckel über das junge Blut geklappt. Nach jedem Schnitt folgt ein herzloser Stoß mit den Fingern an das edle Manneshaupt, womit angedeutet wird, daß dasselbe jetzt tiefer gebeugt und in der steinernen Ruhe einer Statue gehalten werden müsse. Und stumm soll der Dulder auch bleiben, trotzdem daß in sehr kurzen Zwischenräumen die unvermeidlichen Scherenstiche in die zartesten Theile des Ohres und seiner Umgegend eindringen. Wird der Schmerzensruf laut, dann folgt, wie zum Hohne, auch noch die Belehrung, dies „schade nichts“, ein heranwachsender Mann dürfe „nicht so wehleidig“ sein.

Da hämmert nun das Mannesgefühl gar mächtig in der jungen Brust: Wäre ich nur erst ein Mann, dann würde ich mich aus Leibeskraft gegen solche raffinierte Qual wehren!

Unter den obwaltenden Verhältnissen aber preßt der erwachende Groll nur Thränen und Angstschweiß aus. Jetzt aber fängt es im Nacken auch noch ganz niederträchtig zu beißen an. Die Mutter hat nicht den großen, energischen Schnitt los. Die Schere ist eine kurze Zeugschere und wird, wie durch ein unabänderliches Gebot des Fatums, bei solcher Gelegenheit immer gleich stumpf. Nur in kurzen Theilchen fällt das geschnittene Haar. Das beißt um so mehr! Wie eine Legion von Stechfliegen krabbelt's den Hals und Rücken herab. O stände er doch lieber, ein zweiter Winkelried (den er aus seinem „Bilderbuche für die halberwachsene Jugend“ kennt) vor den Speeren des Tyrannen, als diese heimtückische Tortur durch tausend unsichtbare, ihn im Rücken fassende Feinde ertragen zu müssen!

Sein Kopf glüht, wie der Mond, durch großstädtischen Dunst gesehen. Die Thräne quillt reichlicher und reichlicher, und die Nase wird in Mitleidenschaft gezogen. Der Zeigefinger fährt mechanisch nach dem überströmenden Born schmerzlicher Ergüsse. Da war aber gerade die unglückselige Schere daran, eine sanfte Abrundung von der Schläfe gegen das Auge zu Wege zu bringen, und der hilfbedachte Finger ist selbst in die Enge gerathen.

„Au!“

„Ruhig, Kind, gleich ist's geschehen!“

In der That ist das Kunstwerk schon bis zu dem Stadium gediehen, welches man das Herausarbeiten aus dem Groben heißt. Die feinere Arbeit beginnt. Der Bube wird beim Kinn gefaßt und Mama betrachtet ihr Werk. Sie muß sich selbst gestehen, daß daselbe noch sehr unvollkommen ist. Es will sich noch keine Symmetrie einstellen. Mama hat über kein allzuspitziges Augenmaß zu verfügen. Rechts zu kurz, links zu lang, vorn schief, hinten zackig, und allenthalben unsymmetrisches Staffelferk. Es muß nachgeholfen werden. Verlängern läßt sich nichts mehr; es muß also je nach Bedarf gekürzt werden. Immer und immer wieder wird ein bißchen abgezwickelt. Wie auf einer Drehscheibe muß der kleine

Martyrer sich drehen und das Nachhelfen will gar kein Ende nehmen. Die müde Schere fängt an, den Dienst zu versagen, und lieb Mütterlein beginnt selbst an dem Vollbringen einer tadellosen Schur zu verzweifeln.

„Nun ist's genug. Wir sind fertig. Besser kann ich's nicht. Du siehst ja ganz hübsch aus, Frizchen! Es steht Dir sehr gut, viel besser als das wirre lange Haar.“

Der Bub' senkt tief auf. Ihm ist, als habe ihm Jemand das Leben gerettet. Er springt an den Spiegel — und ahnt nicht, daß sein wahres Herzeleid jetzt erst kommt. Er erschrickt vor seinem eigenen Gesicht.

„So soll ich in die Schule gehen? Und morgen ist Picnic, wo alle Buben sich netter als sonst herausstaffiren!“

Wie sie ihn verhöhnen werden! Er möchte in die Erde sinken oder aufs Dach klettern. In unbeschreiblicher Verzweiflung blickt er auf den Boden, wo das Wochen lang unersehnbare edle Haar in grauem Chaos liegt. Jetzt auch noch die Qual der Abbürstung. Das arme Opfer fühlt nichts mehr. Die Seelenpein überwiegt die leibliche Qual. In stummer Resignation wird das Heimkommen des Vaters erwartet. Nie wurde er so ersehnt, wie heute. Das Söhnchen harret seiner instinctiv wie eines natürlichen Bundesgenossen in der Aufsehnung gegen das weibliche Attentat. Richtig; da ist er — und sein erstes Wort, nachdem er sich ein wenig umgesehen, lautet:

„Der Bub' aber ist schön zugerichtet! Wenn Ihr Weiber nur davon die Hände lassen wolltet!“

Triumphirend blickt der Sprößling auf, in seiner Schmach wenigstens diese Genugthuung findend. Nach kurzem Familienrath wird beschlossen, daß morgen der Barbier doch noch daran müsse. Dem bleibt nichts übrig, als den Buben nun vollends kahl zu scheeren. Derselbe sieht abschreckend aus und „gekostet hat's daselbe Geld“. Im Schooße der familie aber gelangt die Maxime zur Anerkennung: schon am halberwachsenen Söhnchen achte die Mutter den werdenden Mann, dem den Kopf zu bearbeiten nur Mannes Sache ist.

Sommernacht.

Der classische griechische Himmel, welcher die Menschen beinahe ganz im freien Leben ließ und demgemäß ihre Anschauungen formte, ist dem New-Yorker nicht beschieden, auch nicht das vielbesungene italienische Klima, das so viele Kinder des Volkes ihr Dasein mit einem Minimum von Arbeit fristen läßt. An ihrem Sommer aber besitzt die amerikanische Metropole eine Jahreszeit der Oeffentlichkeit par excellence, die Jahreszeit, während welcher der Betrieb auf offener Straße nicht mehr das Vorrecht der Quacksalber, Hausirer und wegelagernden Kleiderhändler ist. Es schiebt dann Jedermann sein Krämlchen so weit als nur thunlich in die freie Luft hinaus; die gemeinnützigen Anstalten, wo der vom Tagewerke ermüdete Mensch populirt, schwadronirt und vaterländische Lieder anstimmt, sorgen für das Verschicken tödtlicher Abendstille aus ganzen Quartieren; es kommen wieder die idyllischen Nächte, während welcher ganze Familien unter dem Schutze des von den Straßenlaternen verbreiteten Halbdunkels sich in Negligé auf den äußeren Treppen niederlassen und über die Angelegenheiten sämmtlicher Bewohner ihres „Block's“ berathen.

Dann ist sie angebrochen — die Saison der grenzenlosen Gesprächigkeit, der unzählbaren Mittheilbarkeit, des in der Sommerhitze wie geschmolzene Butter hinfließenden Klatsches. Wenn die Blümlein aufgehen, gehen auch die Herzen auf, und wo jedes Vögelein zwitschert, kann auch die Menschenzunge nicht ruhen. Je lieblicher der Abend, desto lauter das Gepolter; und die verschiedenen deutschen Mundarten sind nicht die letzten, welche zur Belebung, zur Durchgeistigung einer New-Yorker Sommernacht beitragen. Daß der Germane nicht von Natur aus dazu bestimmt war, sondern nur durch die Irrwege der Geschichte dahin gebracht wurde, im parlamentarischen Leben von anderen Völkern überflügelt zu werden, zeigt sein unerhöplicher Redesfluß, seine Vorliebe für hochlautes Gespräch, wo nur immer

sich Gelegenheit dazu bietet. In jeder Restauration, in jedem Wein- und Bierhause kann man dies beobachten. Die deutschen Gäste sind in der Regel die sich am nachdrücklichsten unterhaltenden. Nicht nur im Frohgesang, auch im fröhlichen Lautgespräch thut es ihnen kein anderes Element der Bevölkerung gleich!

Ein unverbesserlicher Menschenfeind ist Derjenige, welchen an solchen Stätten das lustige Plandern mit den vielen markigen Betonungen nicht sogleich zum willigen Zuhörer macht und mit Behagen erfüllt. Offenherzig und geradeheraus wird da Alles gesagt, zu Nutz und Frommen aller Anwesenden. Geheimmisse gibt es in solcher Gesellschaft nicht. Die Herzen überströmen und Jedermann ist eingeladen, Vertrauter zu werden. Oeffentliche und private Angelegenheiten stehen auf gleichem Fuße. Es hängt nur vom Zufalle ab, ob Du nicht, ohne es im Geringsten zu begehren, in die delicaten Angelegenheiten einer Dir ganz fremden Familie eingeweiht wirst. Wenn das Vorurtheil, welches unserem deutschen Mitbürger Mangel an Gemeinsinn nachsagt, manchmal behauptet, er unterhalte sich über öffentliche Angelegenheiten am liebsten privatim, so muß der deutschen Junge selbst vom Neide eingeräumt werden, daß sie sehr oft Privatangelegenheiten öffentlich verhandelt.

Diese nur offenen Gemüthern entsprudelnde Redseligkeit, welche zur Winterszeit in die vier Mauern gebannt ist, kann sich unterm Sommerhimmel, namentlich wenn er ein traut blinkender Sternenhimmel ist, über das ganze Stadtgebiet verbreiten. An jeder Straßenecke, an jeder Hausthür, unter jedem Fenster kann der, in vollen Brusttönen gepflogene Austausch vertraulicher Mittheilungen vor sich gehen. Und sitzest Du des Abends bei offenem Fenster hinter den paar Blumenstöcken, welche für Dich die amerikanische Flora zu bedeuten haben, wirbeln die Rauchwölklein Deiner Cigarre wie flüchtige Traumfiguren in die Nachtluft hinaus, dann kannst Du wähen, Du siehest in einer Loge und unten sei ein kleines theatrum mundi. Die Acteure wechseln unaufhörlich, aber die Scenen bleiben einander so ziemlich gleich. Monologe kommen nicht vor, es sei denn, daß ein an die Luft gesetzter Zecher schreckliche Verwünschungen zum „Großen Bären“ emporstiegen läßt. Ist einer der Civilisations-Marksteine,

nach welchen man im Urwald vergeblich ruft, in der Nähe, dann weist Du vor Ablauf einiger Minuten den Vornamen jedes lustigen Bruders, der dort dem Sorgenbrecher zuspricht. Hast Du einen stark entwickelten Sinn für Arithmetik, dann mußt Du aus dem Lärm und Jauchzen der sich vergnügenden Gesellschaft schon längst heraus gehört haben, wie viel Glas jeder Anwesende heut Abend und gestern und vorgestern überwunden. Du wirst auch vernommen haben, welcher der Tischgenossen zu Hause eine böse Sieben hat, die ihm bei der Heimkunft eine Solo-Urie vorsingen wird, es wird Dir bekannt geworden sein, aus welchem deutschen Gau sie kommt und wie lang sie ihren Gatten schon knechtet.

Im nächsten Augenblick kannst Du, keine zehn Schritte von Deinem Fenster, ein lebhaftes Gespräch über die Angelegenheiten eines Gesangsvereins hören, aus welchem Gespräch sich sofort eine heftige Erörterung über die häuslichen Angelegenheiten des Dirigenten, seines Vorgängers und seines muthmaßlichen Nachfolgers entwickelt. Irgend eine schlan eingefädelte Intrigue, die in der nächsten General-Versammlung ins Werk gesetzt werden soll, gelangt, wenn Du nicht inzwischen eingeknickt bist, zu Deiner Kenntniß.

Ehe Dein Vorhaben, sie schlennigst zu vergessen, noch ausgeführt ist, betheuert schon auf der andern Seite eine sehr treuherzig klingende Bassstimme der sie begleitenden heiseren Tenorstimme, nicht den Charley, sondern seine Mary treffe die Verantwortung dafür, daß „nichts daraus wird“. Der gutmüthige Bass kennt alle Liebhäber, welche die Mary seit vier Jahren gehabt hat, und einer war ein größerer Lump als der andere; und daß sie selbst auch nichts tauge, flüstert er dem sich räuspernden Tenor so vorsichtig ins Ohr, daß darob der Papagei Deines Nachbarn wach wird und sich ins Gespräch mischt. Um eine Octave höher loslegend, ruft jetzt der discrete Bass den Mond zum Zeugen dafür an, daß er's dem Charley längst prophezeit habe, und daß die Mary einmal auch auf ihn, nämlich den Bass, ihr Auge geworfen.

Der nächste Dialog, dessen unfreiwilliger Zuhörer Du wirst, entspinnt sich zwischen einem zu ebener Erde wohnenden, an seinem Fenster die Nachtluft genießenden Herrn und seinem soeben vor-

übereilenden Geschäftsfreunde. Sie rufen einander einen guten Abend zu, der so schrill klingt, daß an der nächsten Ecke der patronillirende Polizist aufmerksam wird. Aus dem plötzlichen Einhalten weithin tönender, bleischwerer Schritte kannst Du entnehmen, daß er stehen geblieben. Die zwei Freunde am Fenster haben so gleich einen abwesenden Dritten beim Schopf. Er hat ein kleines geschäftliches Malheur gehabt und jetzt heißt's die Sache ventiliren. Da wird nun ventilirt bis ins vierte Glied hinein. Sein Großvater hat schon als Schuljunge einen Saß Aepfel gestohlen und seine Frau hat bei einer Wäscherin waschen lassen, die um einen Schilling mehr für das Duzend verlangt, als ehrliche Leute zahlen können.

Der Herr auf der Straße redet sich so in die Hitze hinein, daß er zur Bekräftigung seiner Aussagen bei jedem Punktum mit seinem spanischen Rohr an den Fensterladen seines im Fenster liegenden Freundes schlägt. In einem oberen Stockwerke finden die Leute das Gespräch, welches einen in der Ward ziemlich bekannten Mann betrifft, so interessant, daß sie anfangen, die Fenster aufzureißen. Die Vermehrung des Publikums feuert den Ankläger auf der Straße so an, daß er auf rhetorische Ausschmückung seiner Philippika bedacht wird; doch gelingt ihm kein anderer Zierrath, als derjenige, welcher sich zu einem Schimpfnamen schnörfelt.

Nun wird auch der mocking bird des Advocaten, der gegenüber wohnt, rege und während der Spottvogel sich vernahmen läßt, sichert ein mit seiner Gattin auf der Freitreppe sitzender Hausbesitzer so laut, daß Du's auch hören mußt:

„Jetzt ist's aber Zeit, daß Der aufhört, der Spottvogel meldet sich schon; und wenn man erst von Dem so laut sprechen wollte, wie er von ihm, dann würde auch an Dem kein gutes Haar bleiben.“

Hierauf besorgt der gute Mann, ermuntert durch das schallende Gelächter seines Gesponnes, das Geschäft selbst und hat an „Dem“, ehe noch die Uhr das nächste Viertel geschlagen, wirklich kein einziges gutes Haar gelassen. So wird schwarz angestrichen mitten in der schwarzen Nacht. Die Luft ist dicht erfüllt mit „Eibell“: man

fönnte den Stoff zu Injurien = Processen per Cubiffuß heraus-
schneiden.

Hältst Du noch eine Weile aus, dann meldet sich vielleicht schon
der Bote des nüchternen Morgens. Der Hahn kräht; die Fenster-
läden fliegen zu; die Nächstenliebe ruht.

Der Festzug.

New-York, unter demselben Breitegrade liegend wie Madrid und unter einem südlicheren, als die meisten italienischen Städte, mit deren Namen der Carneval unter freiem Himmel verpoben ist, hat zwar keine Fastnachtsfeier auf den Straßen, allein es findet Ersatz dafür in den „Volksfesten“, die sich allmählig eingebürgert haben. Die bei solcher Gelegenheit veranstalteten Umzüge und selbst einige wesentliche Merkmale des Treibens auf dem Festplatze erinnern sehr lebhaft an den Carneval im Freien. Es fehlt blos die Maske, und die ist, als dem Charakter des öffentlichen amerikanischen Lebens zuwider, leicht zu entbehren. Ein bedeutender Unterschied besteht darin, daß das Publikum nicht mit agirt, wie beim Straßen-Carneval einer europäischen Stadt, sondern nur den passiven Zuseher spielt, gerade so wie bei unseren Redouten zur eigentlichen Fastnachtszeit auch. Desto schwieriger wird die Aufgabe des activen Theiles, desto mehr Enthusiasmus ist erforderlich, um trotz der Zurückhaltung der Massen den nöthigen Schwung in die Festthat zu bringen.

Für Völkerschaften, bei denen so zu sagen jedes Menschenkind ein geborener Bajazzo, ist das carnevalistische Vollbringen ein Kinderspiel im Vergleiche zu der Herkulesarbeit, dem biedereren, von Haus aus etwas schwerfälligen Germanen die erforderliche Beweglichkeit beizubringen. Und die Herkulesse, welche sich mit bewunderungswürdiger Aufopferung dieser Aufgabe unterziehen, finden — allen Göttern des Olymns sei es geklagt! — durchaus nicht die Anerkennung, welche ihnen gebührt. Eine eiskalte Kritik pflanzt sich an die Straßenecken hin und läßt es namentlich nicht für die Wunderleistungen, die sich als Festzug präsentiren, an liebloser Beurtheilung fehlen. Angaffen ist leicht, Ausstellungen machen noch leichter. Aber die Aufstellung, die Aufstellung des Juges — die versuche Einer nur, wenn er all die himmlischen und irdischen Mächte kennen lernen will, welche die Arzangeure zur Verzweiflung bringen können!

Die Arrangeurs — ja, sie figuriren vielleicht auf einer langen Comité-Liste, aber die Hauptlast liegt doch in der Regel nur auf Einem, auf dem seltenen Genie, welches durch Naturanlage, Neigung, künstlerisches Studium und lange, mühsam errungene Erfahrung in den Stand gesetzt ist, das Außerordentliche auf sich zu nehmen, beim Herstellen des, sich mit Pomp und Glanz durch die Straßen wälzenden Leviathans der spiritus agens zu sein. Viele Hände und Beine, ja selbst viele Köpfe wirken mit, aber der schöpferische Gedanke, die künstlerische Gestaltung desselben entspringt am Ende doch nur einem Kopfe. Und das muß ein findiger, ein gewitzter Kopf sein. Mit einem Worte, das ist er — der Arrangeur. Duzende zehren an seinem Ruhme, aber was wären sie ohne seinen Erfindungsgeist, ohne seine Thatkraft, ohne seinen Feldherrnblick, der ihn mitten im chaotischen Getümmel der Vorabende des Festes die richtigen Persönlichkeiten für würdige Darstellung der „Germania“, des „Hermann“, des „Gambrius“, des „Barbarossa“ und wie die Honoratioren des Zuges sonst heißen, schnell entdecken, ihn keinen Augenblick darüber in Zweifel läßt, welchen Eindruck sich mit dieser Zugabtheilung machen, wie jenes Frei-Corps sich verwerthen läßt. Andere glänzen mitten in der Action, er aber, der wie ein Moltke alle Fäden derselben in der Hand hält, wird unsichtbar fürs Publikum, nachdem er vielleicht lange Nächte über dem Plane gebrütet, wie das vorhandene Material am vortheilhaftesten zur Geltung zu bringen sei, über dem schönen, wohlbedachten Plane, den das erste tückische Ungefahr, das plötzlich dem Straßenpflaster entsteigt, schmählich in die Brüche gehen lassen kann.

Der Mann ist Künstler. Dies muß im Auge behalten werden, wenn man ihn und sein Wirken richtig beurtheilen will. Auch bei ihm kommt zuerst die Conception. Ideale fehlen ihm so wenig wie dem Bildner, dem Dichter. Ist die Stunde da, zu welcher er an den ersten Entwurf schreitet, dann faßt auch ihn das mächtige Sehnen, Etwas ins Werk zu setzen, was seinem Ideale entspricht. Ja könnte er Euch einen solchen Zug hinstellen, wie er sich ihn im stillen Frieden seines Ateliers „denkt“, ließe sich das spröde Material so kneten und formen, wie es seine Ideen erheischen, dann sollte

Euch ein Schauspiel werden, von dem noch Eure Kindeskinde erzählen würden! Was soll aber aller Aufzug einer künstlerisch geschulten Phantasie, wenn gleich die lähmende Wirklichkeit ihr Veto einlegt?

Da kommt zuerst das Budget, an das er sich halten soll, ein Budget, in der Regel von Leuten aufgestellt, die keine Ahnung davon haben, in welchem Verhältnisse Pracht und Kosten zu einander stehen. Alles soll wo möglich noch prächtiger sein als bei dem letzten Umzuge eines wetteifernden Vereines, aber der Fiscus tritt viel bescheidener auf, als bei jenem. Mit schwerem Herzen muß der Componist des Fuges die schönsten Gruppen, welche die Glanzpunkte desselben bilden sollten, streichen. Nur ein Tragödiendichter, welcher — um die Ausführung seines Werkes zu ermöglichen — ganze Scenen, die er mit seinem Herzblut geschrieben, unbarmherzig hinopfern soll, kann annähernd fühlen, wie es dem Manne, der mit seinem Renommée am Erfolge des Festzuges theilhaftig ist, bei solcher Verküppelung seines Entwurfes zu Muthé wird.

Und hätte es wenigstens dabei sein Bewenden! Allein auch die geretteten Bruchstücke bleiben bei der Ausführung weit hinter der Conception zurück. Namentlich das malerische Element kommt schlecht weg. Die derbste Realistik bricht durch alle aesthetische Rundung hervor. Nicht blos Draperie und Costüme, auch die Illusion geht in Feszen, wenn die robusten Gestalten, die auf dem schwankenden Boden der Festwagen das Gleichgewicht zu halten vermögen, die delicate Aufgabe allegorischer Darstellung zu lösen bekommen. Dazu will es noch ein merkwürdiges Verkennen des individuellen Berufes, daß gerade immer die eckigsten Menschenkinde die stärkste Vorliebe für Figuren haben, bei denen Grazie das wesentlichste Erforderniß. Der Bürger aber, der trotz seines über alle Massen prosaischen Aeußeren bei dem Festzuge sich seinen Mitbürgern als poetisch gedachtes Wesen zeigen will, ist vielleicht ein einflußreicher Mann im Ausschuß. Man darf ihn nicht so ohne Weiteres bei Seite setzen. Da kommen die Augenblicke, in welchen der künstlerisch fühlende Arrangeur beginnt, verzweiflungsvoll in die Haare zu greifen. Das Ausreißen kommt später, wenn er zur verhängnißvollen Stunde des Zugstellens in den,

so ungemein nüchtern aufs Straßengewühl herabsehenden Tableaux die Kinder seiner Phantasie kaum wieder erkennt. Der Mann hat auch seine Rivalen und weiß, daß sie auf der Bowery stehen, mit scharfem Adlerblick nach den Mängeln und Blößen seines Werkes spähend.

Wenn Booth und Irving den Hamlet um die Wette spielen, wenn in der Wahlcampagne eine Partei die andere durch Effect haschende Demonstrationen zu überbieten sucht, ist die Rivalität nicht höher gespannt, als bei diesen Proben für die Leistungsfähigkeit des Volksfestzugs-Arrangeurs. Während der Zug sich bewegt, Lücken entstehen, Ungeßicklichkeit der Mitwirkenden die schönsten Absichten des Ordners zu nichte macht, mühsam gestellte Gruppen sich aus Ermüdung oder Behaglichkeit in eine unmalerische crowd auflösen und an allen Ecken und Enden irgend ein Safermenter, der keinen Sinn für die Harmonie des Ganzen hat, Unheil stiftet, ist's dem Arrangeur zu Muth, als laufe er Spießruthen. Wäre das ungeschlachte Individuum, welches soeben eine seiner besten Absichten durchkreuzt, nur nicht ein souveräner Bürger — er würde es gleich beim Schopf fassen und schütteln wie einen läppischen Schuljungen. Was so schön erdacht, wird so jämmerlich verpfuscht; und das wie eine tausendköpfige Kunst-Jury die Trottoirs füllende Publikum hat keine Ahnung davon, wie ganz anders dieses oder jenes Prachtstück im Zuge gemeint war, als es sich jetzt in seiner Verwirklichung dem Auge bietet.

Das sind Stunden des Martyriums für den aesthetisch strebsamen Mann, der sich vermessen hatte, mit ungeschultem Personale künstlerische Wirkungen erzielen zu wollen. Er wie Keiner ist in der Lage, tiefen Einblick in die Ethnographie des New-Yorker Deutschtums zu thun, die charakteristischen Merkmale der verschiedenen deutschen Stämme unauslöschlich einzuprägen in seine künstlerische Anschauung vom festtags-Menschen. Er könnte ein Capitel zur amerikanischen Culturgeschichte liefern. Eigenthümlichkeiten, welche der eherne Gang der Jahrhunderte nicht zu verwischen vermochte, soll er als Schöpfer einer ephemeren Volksstamm-Verschönerung mit einem Male überwinden. Und doch hängt sein Künstlerstolz daran. Macht der Zug Fiasco, dann muß er sein Antlitz verhüllen, wie ein

feldherr, der eine Schlacht verloren, wie der Parteiführer, dessen Partei aufs Haupt geschlagen worden. Die Wucht der Niederlage lastet so lange auf ihm, seine Rivalen triumphiren so lange, bis wieder ein neues Volksfest, das ihn zum spiritus agens erkoren, Gelegenheit bietet, die Scharte auszuwetzen.

Da tummeln sie sich zu Tausenden, jubiliren und pokuliren, nicht ahnend, daß Einer vielleicht tief gebeugt und ins innerste Herz getroffen auf dem Festplatze sitzt wie Marius auf den Trümmern Carthago's — der Arrangeur, dem der Festzug mißlungen.

In früheren Jahren, als New-York noch nicht so vielsprachig war, wie heute — in den fernen, fernen Tagen, als der Fremdenhaß noch organisiert auftreten durfte — hatte man bei solchen Festthaten auch mit der bössartigen Antipathie der eingeborenen Beherrscher der Straßenecken zu kämpfen. Es war geradezu ein Wagniß, bei hellem Tage, auf offenem Markte Schauspiele fremdländischen Gepräges zu bieten. Das ist nun schon seit mehreren Jahrzehnden ganz anders. Man schelte den New-Yorker Pöbel nicht mehr! Er ist manierlich geworden und beweist es, so oft ihm durch einen, die souveräne Kritik des Straßenpublikums herausfordernden Umzug Gelegenheit geboten wird, seine des Jahrhunderts würdige Toleranz zu bethätigen.

Eine faßnächtlich ausgestattete Wagenburg — belebt mit Bildern deutschländischen Stadt- und Dorflebens, dem echten New-Yorker Kinde so fremd, wie ein Culturgemälde asiatischen Charakters — stundenlang anzustarren, ohne das nationale Vorurtheil sich in höhnenenden Glossen ergehen zu lassen, ist sicherlich höchst anständig von dem Rough der amerikanischen Metropole. Er zeigt dadurch, daß ihn die Cultur der polyglotten Weltstadt in der That beleckt hat. Wäre er nicht besser als sein Ruf, dann würde er sich durch den Anblick dieser firmehartig aufgedonnerten Bänderlein, dieser wie aus mittelalterlichen Gräbern erstandenen, über das Pflaster des modernen Gotham galoppirenden Landsknechte, dieser randaltrenden Böttcher und Corpsburschen ohne Zweifel zu derb kritischen Demonstrationen oder beleidigenden Interpellationen verleiten lassen. Nichts von all Dem! Gutmüthig sieht er sich den Spektakel an, ohne seinen schmutzigen Witz dazwischen zu werfen. Nicht einmal die gekrönten

Vierfüßler, durch welche die Wappen-Menagerie vertreten ist, provociren ihn. Er achtet auch deren Freizügigkeit. Das ist kein kleiner Sieg, den er über seine vandalischen Instincte errungen, und man muß ihn darob beloben. Vielleicht hat das Werthschätzen deutscher Fäuste, das er im internationalen Verkehre an den corners sich allmählig zu eigen gemacht, etwas damit zu schaffen. Doch auch diese Berücksichtigung der vorhandenen Elemente gesellschaftlicher Ordnung ist rühmensewerth.

Kurz, er hat sich civilisirt — der berühmte New-Yorker Rowdy. Sieht er jetzt seine Mitbürger deutscher Zunge mit dem schwäbischen Dreimaster oder spitzen Tirolerhut über die Straßen ziehen, dann faßt ihn nicht mehr ein heiliges Entsetzen, erweckt durch die Vorstellung, das Streben der deutschen Einwanderung gehe dahin, den schwäbischen Bauernhut mit der Zeit als amerikanische National-Kopfbedeckung zu octroyiren; erblickt er den Gambirinus, wie er im Purpurmantel hoch oben auf einem phantastisch aufgeputzten Brauerwagen thront, dann beschleicht ihn nicht mehr der Verdacht, der Präsident der Vereinigten Staaten müßte sich, wenn es nach dem Kopfe der Deutschen ginge, so kleiden, wie der erlauchte Bierfürst; und fährt ein Festwagen an ihm vorüber, auf welchem deutsche Bäuerinnen leeres Stroh dreschen, dann empört sich sein Nationalgefühl auch nicht mehr ob des vermeintlichen rucklosen Vorhabens der Deutsch-Amerikaner, die Ackerbaumaschinen abzuschaffen und amerikanischen Weizen durch country-ladies dreschen zu lassen. Er begreift jetzt besser den Unterschied zwischen unschuldigem Spiele und ernstem Trachten, zwischen harmlosen Reminiscenzen und thatenlustigem Bahnbrechen; er ballt sich nicht mehr wie ein Stachelschwein, sobald ihn das Fremde, wenn auch nur in scherzhafter Gestaltung, anstarrt; er versteht jetzt die Leuten, denen es gegeben ist, mit ihrem practischen Begehren in einer, und mit ihrer Phantasie in einer anderen Welt zu leben.

Auch er ist im Laufe der Zeit duldsam geworden und gönnt einem lebenslustigen Völklein sein Vergnügen, sofern man ihn nicht in seinen Freiheiten und seinen, vertragsmäßigen, Beziehungen zur Polizei stört. Wer will noch läugnen, daß der Pöbel unserer Weltstadt genteel geworden? Und wohl darf derselbe sich in die Brust werfen und die Frage erheben, ob seines Gleichen in andern Welt-

städten unter ähnlichen Umständen sich ebenso duldsam und human benähme; ob zum Beispiel selbst in der Hauptstadt unseres geeinigten und verjüngten alten Vaterlandes Alles glatt abliefe, wenn der schlagfertige Witz der „Nante“ durch ein, ihnen ganz fremdartiges Straßenschauspiel aufgestachelt würde, ob dabei nicht ein gemüthliches Durcheinander entstände, in welchem die geflügelten Worte: „Mathes, jezt man druff!“ oder „Hau' ihm, Lukas!“ und wie die kriegerischen Apostrophen, in welche die Namen der Evangelisten verflochten sind, sonst heißen mögen, eine neue Utzanwendung fänden.

Das Gegensätzliche verträgt sich hier besser. Man übt, wie durch stillschweigendes Uebereinkommen, die wechselseitige Duldung in großem Maßstabe. „Heut ich, morgen Du“ ist die Lösung. Im April will die grüne Processionschlange zu Ehren des irischen Apostels sich unbelästigt durch die Straßen wälzen; im August ist selbst auf den überfüllten Verkehrswegen der Hudsonstadt freie Bahn für jedes deutsche Ländchen, dessen ausgewanderte Söhne ihre Freude daran haben, mit bildlichen Darstellungen des altheimathlichen Schaffens und feierns Staat zu machen.

Sie ist kein leeres Wort — die amerikanische Toleranz. Nicht blos dort, wo die Satzung es verfügt, wird sie geübt; sie hat auch in dem, sich außerhalb der staatlichen Einrichtungen bewegenden Volksleben ihr Gebiet erobert; sie ist bis in die untersten Schichten gedrungen und im großen Ganzen läßt auch der verwahrlosete Geselle sich nicht nachsagen, daß sein Mangel an Bildung oder Gesittung ihn hindere, die freie Selbstbestimmung und Rechtsausnützung Anderer zu achten. Bei allen Klagen über einzelne, periodisch auftauchende Versuche, uns den Vollgenuß individueller Freiheit zu kürzen, müssen wir doch bekennen, daß dadurch keine wesentlichen Rechte bedroht werden und daß es kein Volk auf Erden gibt, dem die echte Toleranz so ins Blut übergegangen, bei dem selbst die rohen Elemente so vom Geiste der Duldung durchdrungen sind, wie dem amerikanischen.

